

Dichten ist kein Luxus

Autor(en): **Keller, Brigit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **76 (1998)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Dichten ist kein Luxus“

Keine kann die andere vertreten

Anna war eine sehr poetische Frau. Sie ist tot. Sie hat mir schon früher das Schreiben überlassen. Wir waren Freundinnen, sind im gleichen Dorf aufgewachsen, gingen miteinander in die Primarschule. Später haben wir miteinander wochenlange Wanderungen gemacht. Beide schrieben wir abends in der Jugendherberge oder in einem Kloster Tagebuch. Sie muss mich

Brigit Keller

beobachtet haben; es war in Arrezzo; ich war erfüllt von den Fresken, die wir gesehen hatten, die Königin von Saba von Piero della Francesca, vom Wandern über die Hügel, durch Olivenhaine, Weinberge. Sie muss mich längere Zeit beobachtet haben, bevor ich es spürte. Anna hatte ihr Tagebuch zugeschlagen, sass reglos da, sagte plötzlich ernüchtert und traurig: du kannst viel schneller schreiben als ich, du schreibst ja ohne aufzusehen, abzusetzen, du musst nicht überlegen. Ich dagegen. Begriffen habe ich damals nichts, mich eher geärgert. Ich habe sie beschwichtigt; zugedeckt, was sich da gezeigt hat. Hat Anna damals schon ihre Möglichkeiten aufgegeben? Später hat sie nicht mehr leidend davon gesprochen. Sie hat mir eine Rolle zugedacht, sich eine andere: Wir werden viel zusammen reisen, ich werde dich begleiten, du wirst, du musst darüber schreiben. Du musst. Mich hat das schon irritiert, aber zurückgewiesen habe ich die Rolle nicht. Ich habe sie zwar nicht erfüllt, Anna aber auch nicht zur Rede gestellt. Nun ist sie tot, und ich kann es nicht verwinden. Sie taucht immer wieder auf, ich denke an uns herum.

Ihr Vater war Arbeiter, meiner kaufmännischer Angestellter. Meine Mutter war Schneiderin, den Beruf ihrer Mutter weiss ich nicht. Bei ihr Zuhause gab es keine Bücher, bei uns nicht viele, aber immerhin einen Bücherschrank voll. Ich sah an ihr soviel Schönheit, Faszinierendes, schätzte die Unterschiede für unwichtig ein. Für mich zählte nicht, dass ich in der Schule gute Noten hatte, sie nicht, dass sie viele Fehler im Diktat hatte und ich wenige. Für mich war es unwichtig, für sie nicht. Das freundschaftliche Hochachten muss weit schwächer gewesen sein für sie als diese Erfahrung, scheinbar weniger zu können. Was zählt denn im Leben? Wieviel „Freiheit“ fällt uns zu oder wie wenig? Würde Anna noch leben, wenn sie ihre Erfahrungen, Worte notiert hätte, ernsthaft, oder laut gesagt hätte? An ihre Möglichkeiten geglaubt hätte? Aber wie kann das eine lernen, wenn sie bei den obligatorischen Zensuren immer schlecht beurteilt wird? Was vermag da die Zuneigung einer Freundin? Briefe hat Anna geschrieben, später oft nur noch Telegramme. Ihre Ausdrucksweise hat sich verknappert. Sie selber ist schwerer lesbar geworden, wenn wir uns getroffen haben. Sie konnte mich täuschen, mir etwas vorspielen. Waren wir noch Freundinnen? Wollte ich wissen, wie es ihr wirklich geht? Warum liess ich mich von ihr auslachen, mich beschimpfen? Warum? Und fragte nicht nach, schimpfte nicht zurück? Sie hat früh ihre Stimme an mich abgetreten. Auch mündlich. Wenn etwas auf unseren Wanderungen ausgehandelt werden musste, z.B. ein Zimmerpreis, dann schickte sie mich vor, und ich liess mich vorschicken. Die stumme Schöne war sie, ich ihr auf meine Weise hilfreich ergeben.

„Mein Leben muss doch eine Sprache haben ...“

Wenn ich von Anna erzähle, dann vertrete ich damit nicht die Meinung, alle Frauen müssten schreiben. Anna aber hätte es gewollt, liess sich durch Vergleichen davon abbringen. Es ging auch nicht ums Publizieren, sondern darum, zur eigenen Wahrnehmung zu stehen und diese in irgendeiner Form auszudrücken. Das wäre lebensnotwendig gewesen für Anna. Und das ist lebensnotwendig für mich.

„Mein Leben muss doch eine Sprache haben, sonst ist es ja nichts“, schrieb Bettina von Arnim an Karoline von Günderode. Sie drückte damit eine dringliche Sehnsucht aus, die viele Frauen in sich tragen. Zu oft wurde den Frauen Schweigen auferlegt, zu oft haben Frauen geschwiegen. „Dichten ist kein Luxus“ – dies ein anderer mir wichtiger Satz; es ist ein Essaytitel der afrikanisch-amerikanischen Dichterin Audre Lorde. Sie schreibt: „Für Frauen ist Dichten ... kein Luxus. Es ist eine Lebensnotwendigkeit für uns. Es bestimmt die Qualität des Lichts, in dem wir unsere Hoffnungen und Träume vom Überleben und von der Veränderung behaupten, um sie zunächst in Sprache, dann in Konzepte und schliesslich in handfestere Taten zu verwandeln. Durch unsere Gedichte tragen wir dazu bei, das Namenlose zu benennen, so dass es denkbar wird.“¹

Vom Schweigen zur Sprache, von der Sprache zu Konzepten und zu „schliesslich handfestere(n) Taten“ – diese Schritte werden nicht immer erfüllt, wenigstens nicht auf direktem Weg. Sie sind auch nicht einfach der Literatur anzuhängen, liegen manchmal Jahre, Jahrzehnte oder länger auseinander, sie sind von vielen unterschiedlichen Menschen zu leisten. Literatur ist nicht zu überstrapazieren, aber auch nicht zu unterschätzen. Sie hat

eine wichtige Rolle in diesem Prozess. Denn alles Unbenannte, nicht in Worte Gefasste, lässt sich viel schwieriger (oder überhaupt nicht?) anpacken. Und viel Ungenanntes bestimmt unseren Alltag, bestimmt unsere Reaktionen. Diffuses nehme ich an vielen Orten wahr. Ängste beherrschen viele Situationen; ich denke dabei sowohl an gesellschaftliche wie private Verhältnisse. Und Gefühle, die diffus sind, lassen uns oft schweigen. Unausgesprochene Empfindungen, ja mehr, Empfindungen, für die wir keine Worte haben, können uns lähmen, können Gewaltpotential sein, dem schlecht beizukommen ist.

Erst durch das eigene Schreiben realisierte ich die Fülle des Unausgesprochenen. Ich merke schreibend immer wieder, für wie vieles mir die Worte fehlen, wie oft ich mich herantasten, heransuchen muss, etwas ins Wort zu holen versuche, um es zu erfassen zu können.

Lang übersehene Sprachlosigkeit
wiegt schwer im Leib
will ich nicht untergehn
muss diese Last ans Licht²

Schreiben statt schreien

Ich weiss nie, ob das, was ich schreibe oder sage, eine Platitüde ist oder nicht. Konkret, ob das, was ich in diesem Artikel schreibe, eine Platitüde ist oder interessant. Geht das andern auch so? Ist es typisch für weibliche Konditionierung? Die mündliche Tradition von Frauen etwa, die eine hohe Qualität hat, wurde beispielsweise oft als Geschwätz abgetan. Wo sind Selbstzweifel anregend, wo verlieren wir nur Energie damit? In welchen Situationen schweigen Frauen lieber als sich eventuell zu blamieren? Überlegen sich das Männer ebenso oft? Überlegen sich das auch jüngere Frauen? Fragen, Fragen, Fragen.

**Es braucht Mut,
das eigene
Schreiben wert
zu halten und
nicht aufzugeben;
und es ist oft
keine Frage des
Mutes, sondern
eine Notwendig-
keit.**

¹ Audre Lorde / Adrienne Rich: Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte, Hg. Dagmar Schultz, Orlanda Frauenverlag, Berlin 1983, S.89.

² Gedichtstelle aus „Weiss die Worte nicht“ in Brigit Keller: Vogelflug im Augenwinkel. Gedichte, erscheint im September 1998 im eFeF-Verlag Bern.

Es braucht also einerseits Mut, das eigene Schreiben wert zu halten und nicht aufzugeben. Andererseits ist es oft keine Frage des Muts, sondern eine Notwendigkeit: Schreiben statt schweigen, weinen, schreien.

schreiben statt schreien
schreiben statt weinen
schreiben statt in der Brühe
rühren rühren, in der un-
geschiedenen Brühe, dieser Suppe
aus Verletzungen und Ärger über
die universelle Prostitution.

In gewissen Situationen kann schreien, weinen das genau richtige sein. Aber es geht oft unter, ist selten Ausdruck von Macht, ist meistens hilflose Reaktion, entkräftet manchmal bloss. Nach den eigenen Worten zu suchen, die eigene Meinung zu überlegen, verlangt von mir eine aktive Haltung, übersteigt das bloss Reagieren und mich verletzen lassen. Audre Lorde drückt dies in einem Gedicht sehr stark aus: „you will never be able to defend your city / while shouting“ („du wirst niemals in der Lage sein deine Stadt zu verteidigen / wenn du schreist“.³)
Wie verteidige ich meine „Stadt“, wie realisiere ich meine Träume?

Weiterarbeiten

Schreiben ist ein präzise Arbeit. Sie verlangt Geduld, Hingabe, Ausdauer, ist die stetige Konfrontation mit den eigenen Möglichkeiten und Schwächen. Sie verlangt eine grosse Offenheit.

³ Audre Lorde: Die Quelle unserer Macht. Gedichte, Orlanda Frauenverlag, Berlin 1994, S.82f.

Was heisst zum Beispiel, mich selbst, eine Frau von 56 Jahren, zur Sprache zu bringen? Wie kann ich die Erfahrung des Älterwerdens fassen? Wie drücke ich mein Gefühl der Unfähigkeit aus, die gegenwärtigen wirtschaftlichen Vorgänge wirklich zu erfassen? Wie beschreibe ich meine Ohnmachtsgefühle? Wie ist die Wut über Frauenhandel, sexuelle Belästigung, Vergewaltigungen von Frauen u.a. in mein Lebensgefühl eingegangen? Wie haben solche Erfahrungen meinen „Wortschatz“, den Tonfall geprägt? Was ist in meinen Körper eingezeichnet und möchte ich in Worte fassen können? Wie komme ich an meine Lust, meine Ängste, an Wut und Schmerz heran?

Ich will mir meine Wahrnehmung erhalten und auf ihr bestehen, will die Stimme nicht abgeben an andere, wie sie einst Anna an mich abgegeben hat, aber wie übersteige ich das Gefühl der Unfähigkeit, mich selbst wirklich zur Sprache bringen zu können? Wie kräftige ich mich, um nicht aufzugeben?

Sollten Sie als Leserin, Leser diese Frage hören, werden Sie darauf keine Antwort erwarten. Die Antwort kann nur im Weiterarbeiten liegen. Weiterarbeiten, angetrieben vom Gefühl der Sehnsucht, mich auszudrücken, um mich zu verstehen, mich selbst wahrzunehmen, angetrieben gleichzeitig von der Erfahrung der Unfähigkeit, des Scheiterns. Und angetrieben vom Wissen um das Schreiben und Handeln vieler anderer Frauen und Männer – und angetrieben von Momenten des Glücks.

Brigit Keller, Studienleiterin an der Paulus-Akademie Zürich, zuständig für die Bereiche Frauenfragen/Frauenkultur und Literatur.